

Analyse

Miley Cyrus Die 20-jährige Amerikanerin irritiert mit ihrem wirren Fast-nackt-Auftritt an den MTV-Awards. *Von Thomas Widmer*

Vom Kinderstar zum Sexteufelchen

«Hannah Montana» machte Miley Cyrus zum globalen Kinderstar und trug ihr ein 100-Millionen-Dollar-Vermögen ein. Mit 12 hatte sie die Rolle des Mädchens bekommen, das abseits der Schule ein Doppelleben als Popstar führt. Eltern liebten die TV-Serie, weil sie von pubertären Verschmutzungen frei war. Als Cyrus Brüste bekam, bändigte man diese mit Klebeband.

Die Frauwerdung hat sich auf Dauer nicht verhindern lassen. Am Sonntag fand ein Zentralritual der US-Musikbranche statt: die MTV Video Music Awards. Als Cyrus auftrat, schnappte das Publikum nach Luft. Was da einem monströsen Teddybären entsprang, war das Gegenteil von artig.

Cyrus dieser Tage: eine übersexualisierte Fastnackte von 20 Jahren in fleischfarbener Unterwäsche. Das Haar türmte sich zu zwei Mephistohörn-



chen, lasziv fuhr sie die Zunge aus; ihre Tanzeinlage gipfelte darin, dass sie den Hintern an einem Stenz im Anzug rieb. Geste um Geste bemühte sie Madonna. Ohne die erotischen Zeichen kontrollieren zu können.

«Skandal», urteilten die Online-medien. Bereits gibt es auf Youtube picklige Möchtegernsatiriker, die den Auftritt nachäffen. Die Prophezeiung liegt nahe: Wieder gerät nach Leif Garrett, Britney Spears, Macaulay Culkin, Drew Barrymore ein Jungstar in die Problemzone - bald werden wir von nächtlichen Ausrastern Cyrus' gegen Paparazzi hören. Von Depressionen und Delirien, zerknirschten Auftritten vor dem Richter, temporärer Einweisung in eine Entzugsklinik, Drogenrehabilitation, Gefängniszelle.

Oder schafft es Cyrus doch, ihre Existenz zu festigen? Zwischen 10 und 20 erlebte sie das Gegenteil einer ruhigen Kindheit: Dreharbeiten mit

Schulunterricht direkt am Set. Interviews vor dem Mittagessen. Termine weltweit zur Stützung des «Hannah-Montana»-Merchandising-Milliarden-Imperiums; es gab im entsprechenden Design Schullunchboxen, Kindermöbel, Bettwäsche. Und Cyrus lancierte natürlich ihr eigenes Modelabel.

Video und Bilder von Miley Cyrus' Auftritt www.miley.tagesanzeiger.ch

In einer Showbiz-Familie wuchs sie auf. Der Grossvater war Countrysänger und demokratischer Politiker. Der Vater Billy Ray Cyrus ist auch Countrysänger («Achy Breaky Heart») und ihr Manager. Und sie war das Golden Girl. Ein Frühprof. Der Präsident des Disney-Konzerns, der «Hannah Montana» produzierte, sagte: «Ein gutes Mädchen zu sein, ist für Miley Cyrus ein geschäftlicher Entscheid. Ihre Eltern haben in ihre

Bravheit investiert.» Mit 15 zeigte Cyrus stolz ihren Keuschheitsring vor.

Dann die Rebellion, die rituell annutet aufgrund all der Vorläufer. Sie deutete sich 2008 an, mit Cyrus' nackt, von Annie Leibovitz fotografiertem Rücken in «Vanity Fair». 2010 feierte sie den 18. Geburtstag mit einer Wasserpfeife, in der wohl Haschisch war, auch wenn das Management nachschob, Cyrus habe «Azteken-Salbei» geraucht. 2012 trug sie einen Ring im Nasenloch, war verlobt und fand Sex «wunderschön». Und heute plädiert sie für die Schwulenehe und schmettert christlichen Kritikern entgegen: «Man kann jeden Tag in die Kirche gehen und trotzdem böse sein.»

Eines steht damit in Kombination mit dem MTV-Auftritt fest: Ihre konservativen Fans hat Miley Cyrus beim Eintritt ins Erwachsenenalter ein für alle Mal vergrault.

Die MTV Video Music Awards Seite 12

Kolumne **Rudolf Strahm**

Berufsbildung exportieren, statt Lehrlinge importieren

In vereinzelt Branchen fehlen diesen Herbst Lehrlinge. In dieser Situation hat Bundesrat Johann Schneider-Ammann den Blitzeinfall gehabt, ausländische Jugendliche als Lehrlinge ins Land zu holen. Der europäische Hintergrund: Länder, die keine Berufslehren und nur Hochschulbildungen kennen, sind heute mit dramatischer Jugendarbeitslosigkeit konfrontiert - und entdecken die arbeitsmarktliche Überlegenheit des dualen Berufsbildungssystems. Als Erste hat Bundeskanzlerin Angela Merkel vorgeschlagen, spanische Jugendliche könnten in Deutschland eine Berufslehre machen. Bern zieht jetzt nach.

Die Idee ist a prima vista bestechend: Besser, wir importieren ausbildungswillige junge Leute statt ungelernete Hilfskräfte aus Nordportugal, Rumänien und Bulgarien, die mangels beruflicher Qualifikation viel eher irgendwann auf Arbeitslosenversicherung oder Sozialhilfe angewiesen sind, wie statistische Zahlen belegen. Doch die Idee entpuppt sich als Schnellschuss. Im Gewerbeverband ist man davon nicht gerade begeistert. Und an den Berufsschulen fragt man sich besorgt, wie sich zum Beispiel osteuropäische Jugendliche in den Fachunterricht eingliedern lassen, schon nur der unterschiedlichen Sprache und Vorbildung wegen.

Bekannte Mängel

Die Rekrutierung ausländischer Lehrlinge mag Branchen mit Lehrlingsmangel zwar im günstigsten Fall helfen. Die Kehrseite des Experiments wäre aber, dass hiesige Versäumnisse in der Ausbildung einfach übertüncht würden: Zum Beispiel die seit zehn Jahren bekannte und dennoch anhaltende Unterlassung, genügend Pflegepersonal an unsern Spitälern auszubilden. Mangel an qualifiziertem Personal ist die Folge. Oder die defizitäre Berufsbildungskultur im Gastgewerbe, wo nur jeder zehnte Betrieb überhaupt Lehrlinge ausbildet. Oder das kurzfristige, egoistische Zögern der IT-Branche, die Zahl der Informatikerlehrstellen zu erhöhen.

Dient der Vorschlag von Bundesrat Schneider-Ammann überhaupt Südeuropa? Hilft er Ungarn, Bulgarien, Rumänien, Polen? Wenn deren Jugendliche bei uns die Ausbildung machen, werden sie vermutlich auch hier bleiben. Die Personenfreizügigkeit gibt ihnen das Recht dazu.

Eine langfristige Hilfe wäre eher eine Berufsbildung in den Herkunfts-

ländern. Die duale Berufsbildung ist ein Exportmodell. Die Regierung in Berlin hat das erkannt. Alle deutschen Diplomaten werden instruiert, die Berufslehre als erfolgreiches «deutsches Ausbildungsmodell» weltweit zu propagieren. Der neue Unesco-Bericht «Youth and Skills» propagiert mit vielen Beispielen das deutsche Modell. Und selbst US-Präsident Barack Obama rühmte in seiner letzten Rede zur Lage der Nation die deutsche Berufsbildung als nachahmenswert.

Konzeptlose Hilfe

Was machen da die Schweizer Diplomaten? Die haben mit wenigen Ausnahmen nicht die leiseste Ahnung von Berufsbildung. Im Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten und unter Schweizer Diplomaten ist die Berufsbildung ein No-go, ein Unthema.

Vor zehn Jahren schon habe ich Berufsbildungsprojekte in der Osthilfe angeregt. Doch von all dem Geld, der sogenannten Kohäsionsmilliarde, mit welcher die Schweiz die neuen EU-Staaten unterstützte, ging weniger als 1 Prozent in die Berufsbildung: Nur vier kleine Projekte wurden realisiert. Dabei fehlen in diesen überakademisierten Ländern vor allem Berufsleute, Handwerker, praktisch Ausgebildete, die auch selber einen kleinen Betrieb eröffnen und Arbeitsplätze schaffen könnten. Die Osthilfemilliarde wurde konzeptlos, ohne klare Prioritäten, von immer wechselnden Diplomaten nach dem Giesskannenprinzip verteilt - ähnlich konzeptlos wie die zig Milliarden des EU-Kohäsionsfonds.

Die EU verlangt nun von der Schweiz ultimativ einen weiteren Osthilfebeitrag für die nächsten zehn Jahre. Die Rede ist von 1,3 Milliarden Franken. Dieses Engagement ist ein Muss, schliesslich profitieren Schweizer Firmen vom Osteuropageschäft. Doch warum damit nicht Lehrwerkstätten, Berufsschulen und Berufsbildungsstrukturen in den Ländern Osteuropas finanzieren? Zudem könnte man in der Schweiz ausgebildete Lehrlinge aus diesen Staaten nach einigen Jahren dort als Ausbilder einsetzen, anfänglich aus dem Osthilfekredit finanziert. Diese Leute würden wahrscheinlich Investitionsgüter aus der Schweiz beziehen. So sähe eine kohärente Strategie aus.

Auch in der Entwicklungszusammenarbeit müsste die Berufsbildung ein Exportmodell sein. In Afrika gibt es

Hunderttausende von Uniabgängern. Viele von ihnen sind in der staatlichen Bürokratie, in Hotels oder Taxibetrieben mehr schlecht als recht beschäftigt. Aber es gibt kaum Mechaniker, Elektriker, Schreiner, Mechatroniker oder Spengler, die diesen Namen verdienen. Pfusch ist vielerorts Standard. In der gewerblichen Berufsbildung läge ein Riesenpotenzial, lokal neue Einkommensquellen und Arbeitsplätze zu schaffen. Doch das Berufsbildungsland Schweiz investiert für Berufsbildungsprojekte nur knapp 2 Prozent der rund 2 Milliarden, die jährlich in die internationale Zusammenarbeit fliessen. Die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) hat in Bern ein Berufsbildungsdesk mit genau einem Mitarbeiter, der in der mit Akademikern besetzten Bürokratie verzweifelt um Verständnis für die Berufslehre ringt.

Zu langsames Umdenken

Der Deza-Chef, Botschafter Martin Dahinden, hat mir vor zwei Jahren versprochen, die Berufsbildung stärker zu fördern. In der Zwischenzeit sind die finanziellen Mittel dafür tatsächlich um ein Viertel erhöht worden: um 10 Millionen auf 2 Prozent des Gesamtbudgets! Und eine weitere Anhebung, unter anderem für Burma, auf 4 Prozent ist geplant. Das ist immer noch sehr bescheiden. Derweil setzt die private, industriennahe Swisscontact klar und entwicklungswirksam auf Lehrwerkstätten. Helvetas und Solidar Suisse betreuen auf bescheidenem Feuer auch einige wenige Berufsbildungsprojekte.

Die duale Berufsbildung hat weltweit an Reputation und Wichtigkeit gewonnen, dank der Offensive der Deutschen und trotz des Schweigens schweizerischer Diplomaten. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, dass sich der internationale Stimmungswandel - mit helvetischer Verspätung - doch noch in einem Kurswechsel der schweizerischen Osteuropa- und der Entwicklungshilfe niederschlägt. Die duale Berufslehre wäre ein super Exportmodell!



Rudolf Strahm
Der Ex-Preisüberwacher wechselt sich mit Politgeograf Michael Hermann und mit der Autorin und Schauspielerin Laura de Weck ab.



Ein Video der Taliban führte die zwei Berner Ende 2011 als Gefangene vor. Foto: Keystone

Kontroverse Warum die Kritik an den Schweizer Taliban-Geiseln richtig ist. *Von Jean-Martin Büttner*

Sorry, wir haben kein Bedauern

Sie haben als Geiseln Todesängste durchlitten, Drohungen, Krankheiten, Hitze, Hunger, Durst, Hoffnungslosigkeit und dumpfes Warten. Sie entkamen nach 259 Tagen Gefangenschaft den Taliban und kehrten im vorletzten März verstört in die Schweiz zurück.

Jetzt haben Daniela Widmer und David Och, das ehemalige Polizistenpaar aus Bern, ein Buch über ihre Gefangenschaft publiziert. Es ist gestern erschienen (und wird im TA demnächst besprochen). Was sie an ihren Erinnerungen verdienen werden, möchten sie für sich behalten. Viel wird das nicht sein, dazu müsste das Buch im ganzen deutschsprachigen Raum ein Grosse Erfolg werden, und davon ist nicht auszugehen. Trotzdem stören sich viele am Verhalten der ehemaligen Geiseln. Sie haben keine sonderlich gute Presse, von Verständnis oder Mitgefühl war in der Schweiz nie besonders viel zu spüren. Warum?

Es war schon fahrlässig, in eine solche Region zu reisen. Das räumten die beiden später ein, versuchten es aber zu relativieren. Das kam in der Öffentlichkeit schlecht an. Wer

Unruhegebiete befährt, nimmt immer ein Risiko in Kauf. Wie bitter das Paar dafür bezahlen musste, ändert nichts an seinem Leichtsinne.

Den beiden gelang die Flucht, dennoch wurden sie nicht als Helden empfangen. Auch das hat mit ihrem Verhalten zu tun. Zu offensichtlich vermittelten sie den Eindruck, an ihrer eigenen Inszenierung interessiert zu sein. Gleichzeitig sickerte durch, dass die Schweiz bei Gesamtkosten von über zwei Millionen noch spezielle Zusatzkosten von 200 000 Franken aufbringen musste. Statt das Geld zurückzuzahlen, verpflichteten sich Widmer und Och - unter anderem - zu einer Handvoll warnender Vorträge vor Tourismus-Experten. Das ist keine Gegenleistung, das ist ein Witz.

Natürlich bestand der wahre Deal darin, dass die beiden ehemaligen Polizisten von westlichen Geheimdiensten über ihre Bewacher befragt werden konnten. Aber auch das ist eine Selbstverständlichkeit.

Die beiden sind wirklich nicht zu beneiden; schon deshalb, weil sie so wenig bedauert werden.